

Furcht, Angst und Angsterkrankungen

Katharina Domschke

Allgemeines zur Angst

„Die Angst ist ein menschlicher Urzustand“ sagt der Schriftsteller Werner Bergengruen in seinen „Schreibtischerinnerungen“. Oder – in den Worten des Psychiaters und Philosophen Karl Jaspers zur allgemeinen Psychopathologie – „Die Angst ist [...] ein ursprünglicher Seelenzustand“.

Und auch aus psychologischer Sicht gehört die Angst – genau wie Freude, Trauer, Überraschung, Liebe oder Hass – als sogenannte Basisemotion in allen Kulturen ganz essentiell zu jeder menschlichen Existenz. Sie ist geradezu definierend für unser Dasein. Frei nach Descartes: „Timeo ergo sum“ – „Ich habe Angst, also bin ich“. Oder wie es die Künstlerin Louise Bourgeois formuliert: „I am afraid, therefore I live“ (siehe S. 36).

Angst ist omnipräsent, siewohnt inmitten unserer Gesellschaft. So leuchtet bei Ludger Gerdels die Angst in Neongelb geradezu als Überschrift über dem Leben in einer Stadt an der Fassade des Rathauses in Marl (siehe S. 38).

Die Angst ist ein globales Phänomen. „In der Welt habt ihr Angst“ heißt es schon in der Bibel (Johannes 16,33). Und auch in der Kunst wird diese Angst in der Welt oder, im Heidegger'schen Sinne, die Angst vor der Welt zum Thema. „Fear makes the world go round“, formuliert es Louise Bourgeois (siehe S. 40), Günter Brus widmet der „Großen Erdangst“ ein gewaltiges Triptychon (siehe S. 42).

Die Angst – eine individuell wie global allgegenwärtige Grundemotion also, ein allmächtiges Gefühl.

Aber wozu? Wem oder was dient sie? Ist sie Freund oder Feind, verleiht sie Flügel oder fesselt sie unseren Schritt?

Zunächst einmal ist Angst überlebensnotwendig. Sie ist ein Alarmsystem, das anslägt, wenn Gefahr im Verzug ist, das uns warnt, bevor es zu spät ist. Sie ist das Pferd, das wie bei Odilon Redon vor dem Abgrund scheut, anstatt blindlings in die Schlucht zu stürzen (siehe S. 44). Sie macht uns wach und wachsam, sie befähigt uns, der Gefahr ins Auge zu sehen, ihr zu entkommen oder sich – wie der Hase bei Franz Marc (siehe S. 46) – totzustellen. Angst macht uns also bereit für die berühmte „fight“, „flight“ oder „freeze“-Reaktion – je nachdem, was opportun erscheint, um das Überleben zu sichern. „Be wary then, best safety lies in fear“ heißt es entsprechend in Shakespeares „Hamlet“ (Akt 1, Szene 3), „ein gewisses Maß an Furchtsamkeit ist zum Bestand der Welt notwendig“ in Schopenhauers „Parerga und Paralipomena“ oder „es ist doch gut, sich vor der Gefahr zu fürchten, das erspart die Furcht in der Gefahr“ in Marie von Ebner-Eschenbachs „Die erste Beichte“. Die Angst bewahrt vor Übermut und Fahrlässigkeit, sie macht vorsichtig und erleichtert es, Gefahren vorauszusehen und Strategien zu entwickeln, diesen Gefahren zu entgehen.

Die Angst enthält weiterhin – frei nach dem dänischen Philosophen Søren Kierkegaard formuliert – „die unendliche Möglichkeit des Könnens, die den Motor menschlicher Entwicklung bildet“.¹ Sie inspiriert und kann sogar Flügel verleihen, wie es im Volksmund heißt und in einem Werk von Jean Cocteau künstlerisch dargestellt wird (siehe S. 48). Angst steht in einem besonderen Verhältnis zur Weisheit und wird entsprechend bei René Magritte symbolisch von fünf Eulen begleitet (siehe S. 50). Ein gesundes Maß an Angst setzt schöpferische Kräfte

frei, macht kreativ und befähigt gemäß dem Yerkes-Dodson-Gesetz zu einer optimalen Leistung: Man braucht das Adrenalin der Angst, um voll konzentriert zu sein.

Die Angst dient schließlich auch der Unterhaltung, sie ist in unserem Leben das Salz in der Suppe. Wie lässt sich die Neigung vieler Menschen ansonsten erklären, sich im Gruselkabinett, in der Geisterbahn, mit einem Horrorfilm oder bei abenteuerlichen Unternehmungen wie z. B. Bungee-Jumping zu vergnügen? Wie sonst ergeben Gruselbücher wie das von Gustave Doré schaurig illustrierte Buch „La Légende du Croque-Mitaine“ Sinn (siehe S. 52)? Die Lust an der Angst, der „delightful horror“, der „Thrill“, der „Nervenkitzel“ – für dieses Faszinosum der Angst, diese „Mischung von Furcht, Wonne und zuversichtlicher Hoffnung angesichts einer äußereren Gefahr“ prägte der Psychologe Michael Balint den Begriff der „Angstlust“.²

Die Grundemotion der Angst kann aber auch instrumentalisiert werden. Aus ihr kann man in der Wirtschaft Kapital schlagen und sie – wie im Fall der griechischen Götter Phobos („Furcht“) und Deimos („Schrecken“) (siehe S. 54) oder wie von Louise Bourgeois in roten Lettern auf weißem Rock angeprangert (siehe S. 40) – als politisches Drehmoment, als Herrschafts- oder Kriegsinstrument missbrauchen. Die Angst vor Einbrechern und Krankheit, vor sozialem Abstieg, der Globalisierung, ökologischen Fehlentwicklungen oder den Folgen der Migration wird nutzbar für Sicherheits- und Versicherungsfirmen, für rechts- wie linksextreme Parteien oder für die Waffenlobby.³ Das Geschäft mit der Angst – ein Phänomen, vor dem Kathrin Borer in ihrer Lichtinstallation „Don't sell me fear“ eindringlich warnt (siehe S. 56).

Die Angst kann schließlich lähmen, quälen und terrorisieren, sie kann einen um den Schlaf bringen, sie kann übermäßig werden und schließlich handlungsunfähig machen – wie eine große, weiße, gespenstische Gestalt, die – wie bei Francisco de Goya – jeden winzig werden und in die Knie gehen lässt (siehe S. 58) oder uns – wie bei Alfred Kubin zu sehen – in einen gähnenden Abgrund zieht (siehe S. 60). Die Angst kann einem wie bei Michael Morgner (siehe S. 62) schier das Kreuz brechen

und uns wie in Giorgio De Chiricos ausweglosem Labyrinth gefangen halten (siehe S. 64). Die überlebensnotwendige Alarmanlage „Angst“ sendet dann ständig Fehlalarme, die mit den Worten von Ingeborg Bachmann in ihrem Buch „Der Fall Franza“ ein „Überfall“ und „Terror“ sind – ein „massiver Angriff auf das Leben“.⁴ In diesem Fall spricht man von Angsterkrankungen, welche die Betroffenen in ihrem alltäglichen, persönlichen und beruflichen Leben dramatisch einschränken und professioneller Behandlung bedürfen.

Auf einen gesunden Mittelweg scheint es also anzukommen bei der Angst – gänzlich ohne Angst sind wir verloren, mit einem Zuviel an Angst ebenfalls.

Sie kennen vielleicht das Märchen der Brüder Grimm „Von einem, der auszog, das Fürchten zu lernen“. Es handelt von einem Jungen, dem nichts zu schwer war, dem vor nichts gruselte, der sich blindlings in alle Abenteuer stürzte – und der daher klugerweise von seinen Eltern in die Welt geschickt wurde, um das Fürchten zu lernen. Auf den ersten Blick ja unverständlich und geradezu kontraintuitiv. Warum sollte man das Fürchten, warum sollte man die Angst lernen wollen und sollen?

Søren Kierkegaard gibt eine Antwort darauf: „Dies ist ein Abenteuer, das jeder Mensch zu bestehen hat: Angst haben zu lernen, damit er nicht verloren sei, entweder dadurch, daß ihm nie Angst gewesen ist, oder dadurch, daß er in der Angst versinkt; wer daher gelernt hat, auf die rechte Weise Angst zu haben, der hat das Höchste gelernt.“⁵

Lassen Sie uns also ausziehen, die Angst in all ihren Facetten kennenzulernen – auf einem Spaziergang durch Museen und Galerien, in der Begegnung mit Gemälden, Skulpturen und Installationen, die uns – wenn man so will – das Fürchten auf die rechte Weise lehren können.

Symptome der Angst

Angst äußert sich grundsätzlich auf allen Ebenen unseres Denkens, Fühlens und Handelns. Schon im Jahr 1872 beschreibt der bedeutende Naturforscher

Charles Darwin diesen evolutionär konservierten Ausdruck der Angst in seinem Werk „Der Ausdruck der Gemütsbewegungen bei dem Menschen und den Thieren“: „Bei allen oder beinahe allen Thieren, selbst bei Vögeln, verursacht äusserste Angst ein Erzittern des Körpers. Die Haut wird blass, es bricht Schweiß aus und die Haare sträuben sich. Die Absonderungen des Nahrungscanals und der Nieren werden vermehrt, und sie werden unwillkürlich entleert in Folge der Erschlaffung der Schließmuskeln [...]. Das Athmen ist beschleunigt. Das Herz schlägt schnell, wild und heftig. Die Geistestätigkeiten werden bedeutend gestört. Äusserste Erschöpfung folgt bald und selbst Ohnmacht [...]. Der Furcht geht häufig ein Erstaunen voraus; und in so weit ist sie dem letzteren verwandt, dass beide dazu führen, die Sinne des Gesichts und Gehörs augenblicklich anzuspannen. In beiden Fällen werden die Augen und der Mund weit geöffnet und die Augenbrauen erhoben.“⁶

Hier werden bereits alle Symptome genannt, die auch in den modernen Klassifikationssystemen psychischer Erkrankungen zu den Kriterien der Angst gehören. So zählen in der International Classification of Diseases (ICD-10) zu den wesentlichen Symptomen von Angsterkrankungen: plötzlich auftretendes Herzklopfen, Brustschmerz, Erstickungsgefühle, Schwindel und Entfremdungsgefühle (Depersonalisation oder Derealisierung) sowie sekundär auch die Furcht, die Kontrolle zu verlieren, wahnsinnig zu werden oder gar zu sterben. Weiterhin werden Nervosität, Zittern, Muskelspannung, Schwitzen, Benommenheit, Herzklopfen, Schwindelgefühle oder Oberbauchbeschwerden sowie Schlafstörungen und Albträume beschrieben.⁷

Die von Darwin über die Artgrenzen hinweg als konserviert identifizierten und heute noch gültigen Symptome der Angst lassen sich auch in den künstlerischen Darstellungen von Angst und Furcht gut nachvollziehen:

„...die Sinne des Gesichts und Gehörs augenblicklich anzuspannen. In beiden Fällen werden die Augen und der Mund weit geöffnet und die Augenbrauen erhoben“

Die Physiognomie der Angst, die Mimik der Furcht ist Ausdruck maximaler Wachsamkeit. Dieses erhöhte „Arousal“ dient der Schärfung unserer Sinne, des Sehens und des Hörens in Situationen der Gefahr.⁸ So, wie es in einem russischen Sprichwort heißt: „Angst hat große Augen“, nehmen auch in den meisten künstlerischen Darstellungen der Angst weit aufgerissene Augen eine zentrale Rolle ein, z. B. in den Werken von Charles Le Brun (siehe S. 68), Alfred Kubin (siehe S. 70), Karl Schmidt-Rottluff (siehe S. 72) oder Yayoi Kusama (siehe S. 74). Und auch das Hören ist in Situationen der Angst geschärft – die Ohren sind sozusagen aufgestellt wie bei A. Paul Webers Spinnentier (siehe S. 106).

„Das Athmen ist beschleunigt“

Der Begriff „Angst“ leitet sich etymologisch vom lateinischen Wort „angustia“ („die Enge“) bzw. „angere“ („erwürgen“, „die Kehle zuschnüren“, „erdrosseln“) ab.⁹ Die Angst schnürt einem die Luft ab, wie der Dame auf Edvard Munchs Gemälde „Die Angst“ (siehe S. 76), oder sperrt einen – frei nach Louise Bourgeois – in einen Kokon, in ein zu enges Zelt, in dem die Luft knapp wird (siehe S. 78). Sie zerquetscht einem die Lunge auf ähnliche Weise, wie bei Erwin Wurm ein Stuhl von imaginären Felsbrocken in die Mangel genommen wird (siehe S. 80).

„Das Herz schlägt schnell, wild und heftig“

Bei einer Angstattacke kommt es zu einer sogenannten Tachykardie („schnell“), Extrasystolen („wild“) und Palpitationen („heftig“), d. h. einer erhöhten Pulsrate, Herzrhythmusstörungen und spürbarem Herzklopfen, wie man es in Paul Klees Gemälde „Angst“ hineinlesen könnte (siehe S. 82).

„Äusserste Angst [verursacht] ein Erzittern des Körpers. Die Haut wird blass.“

Zittern, Erblassen, Hitze-/Kälteschauer und Gänsehaut sind häufige Begleitsymptome der Angst. Schon bei Shakespeare heißt es in „Macbeth“: „Cheeks blanch'd with fear“ – die Wangen erbleichten vor Furcht – und auch bei Louise Bourgeois kann man auf einem weißen Mantel in Rot gestickt die Worte lesen: „The cold of anxiety is very real“ – die Kälte der Angst ist ganz real (siehe S. 84).

„Es bricht Schweiß aus“

Die Angst kann einem den sprichwörtlichen Angstschweiß auf die Stirn treiben. Die Künstlerin und Wissenschaftlerin Sissel Tolaas hat diesen Schweiß von Männern mit einer Phobie gesammelt und nanotechnologisch derartig aufbereitet, dass er im Rahmen einer Ausstellung über Berührung jederzeit wieder aktivierbar und wahrnehmbar war (siehe S. 86).

„Die Haare sträuben sich“

Dieses im Zuge von Angst und Furcht durch die Kontraktion der kleinen Haarmuskeln entstehende Aufrichten der Haare, die sogenannte Piloerektion, ist ein weiteres Symptom der Angst – bei einer Panikattacke und auch – wenn man so will – bei „Phobos“, dem griechischen Gott der Furcht (siehe S. 54).

„Die Absonderungen des Nahrungscanal und der Nieren werden vermehrt, und sie werden unwillkürlich entleert in Folge der Erschlaffung der Schließmuskeln“

Tatsächlich sind vegetative Symptome wie eine gestörte Verdauung, einschließlich Durchfall, häufige Begleiterscheinungen der Angst – illustriert von Martin Kippenberger (siehe S. 88) und vom Volksmund in folgende Worte gefasst: „Ich habe die Hosen gestrichen voll“, „Das Herz rutscht mir in die Hose“, „Ich habe Schiss“, „Schisser“, „Hosenscheißer“, „Bangbüx“, „Sich vor Angst in die Hosen machen“ oder „Mach dir nicht ins Hemd“.

„Die Geistestätigkeiten werden bedeutend gestört“

Zu den kognitiven Symptomen der Angst gehören das Sorgen, Bangen und Grübeln, wie wir es bei der sich sorgenden Frau von Ernst Barlach (siehe S. 90) oder auch bei der „L'anxiété de Saint Joseph“ von James Tissot (siehe S. 100) und dem „Bangen“ von Käthe Kollwitz (siehe S. 138) studieren können. Weiterhin kann im Zuge der Angst das Gefühl des totalen Kontrollverlusts auftreten, das Gefühl der Derealisierung oder Depersonalisation, eine Art Fragmentierung und Desintegration der Körperwahrnehmung, bei der sich wie in Paul Klees „Angstausbruch“ nichts

mehr an seinem richtigen Platz befindet (siehe S. 92) oder sich der Mensch wie bei Abed Al Kadiri mottenfraßartig zu zersetzen scheint (siehe S. 114). Die „Störung der Geistestätigkeiten“ kann im äußersten Fall zu einer Angst vor dem Abgleiten in den Wahnsinn führen – ganz wie in Gustave Courbets „Le Fou de peur“ (siehe S. 152).

„Äusserste Erschöpfung folgt bald und selbst Ohnmacht“

Der Schwindel, das Unscharfsehen, das Stürzen, der Fall, die Ohnmacht: Kardinalsymptome der Angst und entsprechend zentrale Themen in den Werken zur Angst von Sigmar Polke (siehe S. 94) oder auch von Alexandra Galinova (siehe S. 146) und Man Ray (siehe S. 120).

Schlafstörungen und Albträume – wie sie z. B. Max Klinger in seinen nächtlichen Ängsten quälen (siehe S. 96) – sind weitere Begleiter der Angst.

Reale Angst

Die Angst ist, wie oben bereits gesagt, ein zuverlässiges Alarmsystem, das vor drohender Gefahr warnt. Reale Ängste und berechtigte Furcht begleiten den Menschen daher ein Leben lang. Da ist zum Beispiel die Angst in schwierigen Lebenssituationen wie einer ungeplanten – oder im Fall der Verlobten des hl. Joseph von James Tissot unter noch komplizierteren Umständen eingetretenen – Schwangerschaft (siehe S. 100). Dazu gehört die Angst vor unheimlichen Orten wie die von Markus Lüpertz ins Bild gezeigte „Angst im Walde“, der Heimstatt gefährlicher Räuber und wilder Tiere (siehe S. 102). Weiterhin zu nennen ist die Angst vor Terroranschlägen, die zum Beispiel – wie von Loredana Nemes photographisch dargestellt – mit in Menschenmengen rasenden Lastkraftwagen verübt werden (siehe S. 104); eine Angst, die damit wie bei A. Paul Weber ganze Städte regieren und lähmen kann (siehe S. 106). Zu den realen Ängsten gehört auch die Angst vor der Machtübernahme durch eine Partei, die – wie von Rashid Johnsons „Ängstlichen Männern“ befürchtet – eine Bevölkerungsgruppe diskriminiert (siehe S. 108). Selbstverständlich berechtigt ist zudem Angst vor

Yayoi Kusama – eine international höchst anerkannte japanische Künstlerin, geradezu ein Superstar der Kunstszene mit Einzelausstellungen in den wichtigsten Museen der ganzen Welt.

Yayoi Kusama – eine psychisch erkrankte Patientin, die seit 1977 freiwillig in einem psychiatrischen Pflegeheim in Japan lebt und die Angst kennt.

Yayoi Kusama (*1929)

Fear of Death

Yayoi Kusama versteht ihre Arbeit – ganz ähnlich wie Louise Bourgeois – als „Art Medicine“, als, wie sie sagt, „psychosomatische Kunst“: Kunst als Medizin, Kunst als Heilmittel gegen die Angst.

In ihrer Autobiographie „Infinity Net“ schreibt sie:

„Indem ich tagtäglich endlos viele dieser schrecklichen Objekte herstellte, gewöhnte ich mich an sie. Wieder und wieder verlieh ich dem Objekt meiner Angst eine Form und konnte sie so unter Kontrolle halten [...] Ich wollte meine Angst überwinden.“¹

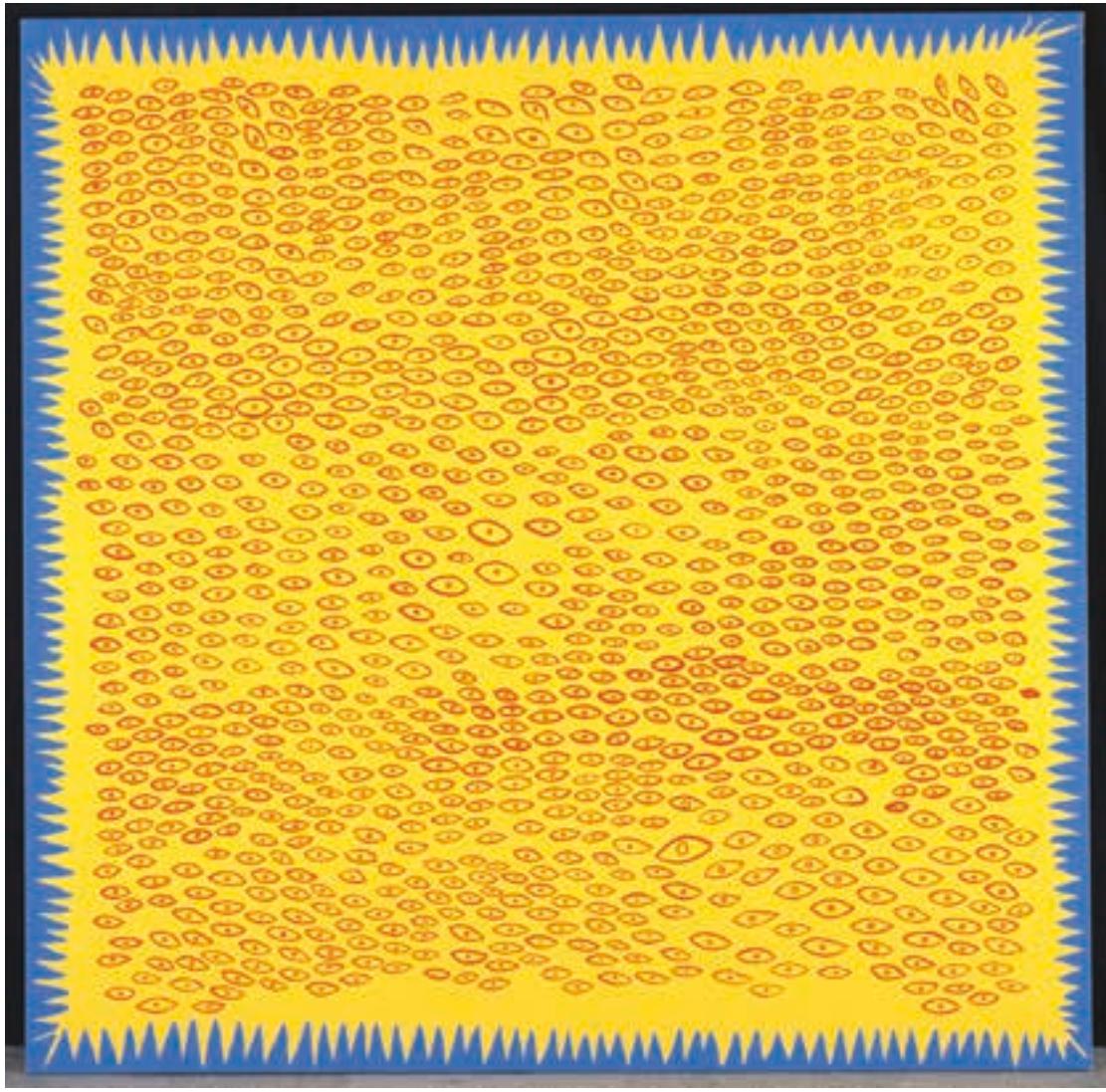
In „Fear of Death“ malt sie Augen. Unzählige Augen.

Malt sie Augen als Objekte ihrer Angst? Malt sie den bösen Blick, „the evil eye“? Malt sie Augen als Symbole für das Böse, das Unheil, den Tod? Malt sie Augen als Symbole einer Spezifischen Phobie, für die es in Japan einen eigenen Namen gibt: Jiko-shisen-kyofu, die Furcht vor Augenkontakt?²

Das japanische Wort für Angst lautet „Fuan“. Der Begriff „An“ erinnert piktographisch an eine Frau unter einem Dach und wird mit „Ruhe, Sorglosigkeit, Wohlfühlgefühl, Seelenfrieden“ übersetzt. „Fu“ ist eine Negation, so dass „Fuan“ als „Un-Ruhe“, die Angst also als Abwesenheit des Seelenfriedens verstanden werden kann.³ Die geradezu zwanghafte, schier endlose Wiederholung der Objekte ihrer Angst hat für Yayoi

Kusama eine Angst-reduzierende Wirkung – über die Gewöhnung an die Objekte ihrer Angst scheint sie ihre innere Ruhe, ihren Seelenfrieden wiederherstellen zu können.

-
- 1 Kusama, Y. (2017). *Infinity Net: Meine Autobiografie*. Bern: Piet Meyer, S. 64–65; S. 68.
 - 2 Iwata, Y., Suzuki, K., Takei, N., Toulopoulou, T., Tsuchiya, K. J., Matsumoto, K., Takagai, S., Oshiro, M., Nakamura, K. & Mori, N. (2011). Jiko-shisen-kyofu (fear of one's own glance), but not taijin-kyofusho (fear of interpersonal relations), is an east Asian culture-related specific syndrome. *Australian and New Zealand Journal of Psychiatry*, 45, 148–152.
 - 3 Ogawa, A. (2012). „Angst“ extrovertiert versus introvertiert. Ein deutsch-japanischer Sprachvergleich. In D. Goltzschmigg (Hrsg.), *Angst. Lähmender Stillstand und Motor des Fortschritts*. Tübingen: Stauffenburg, S. 246.



Yayoi Kusama: Fear of Death. 2008

© Yayoi Kusama

Im Libanonkrieg 2006 bekämpften sich Israel und die Hisbollah, über tausend Menschen wurden getötet, die meisten davon Zivilisten. Wie viele Menschen flüchtete damals auch der libanesische Künstler und Kurator Abed Al Kadiri im Alter von 21 Jahren mit seiner Familie aus Beirut nach Syrien.

Mit seiner Bildserie „States of Anxiety“ – zweideutig übersetzbbar als „Zustände der Angst“ oder „Staaten der Angst“¹ – gibt Abed Al Kadiri diesen Menschen auf der Flucht ein Gesicht. Ein fragmentiertes Porträt aus schwarzer Tinte und Zigarettenasche auf zerlöchertem, verkohlten Papiertaschentuch, einem fragilen Medium, das Tränen kennt und Spuren der verlassenen, verbrannten Erde trägt.

Abed Al Kadiri (*1984)

States of Anxiety

Der Eindruck des Krieges und die Flucht aus einem „Staat der Angst“ führten tatsächlich zu einem „Zustand der Angst“: Bei den aus dem Libanon Geflüchteten zeigten 25,8 % deutlich erhöhte Angstsymptome.^{2,3}

Heute fliehen Millionen von Menschen aus Syrien und anderen Kriegsgebieten – unter anderem nach Deutschland. Durch die erlittenen Traumata können sich vorbestehende psychische Erkrankungen wie Angsterkrankungen oder Depressionen deutlich verschlechtern oder neu entstehen.⁴

Abed Al Kadiris Serie „States of Anxiety“ macht die Angst, das Leid und die Not dieser Menschen auf fast quälende Weise sichtbar – sie lässt den Betrachter nicht mehr los und verdeutlicht, dass die humanitäre, soziale und psychiatrisch-psychotherapeutische Unterstützung der Geflüchteten eine dringliche Aufgabe unserer Gesellschaft ist.

1 Böhm, A. (2016). Kunst in Beirut: Weiß ist die Farbe des Ertrinkens. ZEIT, 22.03.2016. Zugriff am 08.06.2018 unter <https://www.zeit.de/kultur/kunst/2016-03/kunst-beirut-fluechtlinge-mittelmeer>.

2 Bastin, P., Bastard, M., Rossel, L., Melgar, P., Jones, A. & Antierens, A. (2013). Description and predictive factors of individual outcomes in a refugee camp based mental health intervention (Beirut, Lebanon). *PLoS One*, 8, e54107.

3 Yamout, R. & Chaaya, M. (2011). Individual and collective determinants of mental health during wartime. A survey of displaced populations amidst the July-August 2006 war in Lebanon. *Global Public Health*, 6, 354–370.

4 Silove, D., Ventevogel, P. & Rees, S. (2017). The contemporary refugee crisis: an overview of mental health challenges. *World Psychiatry*, 16, 130–139.



Abed Al Kadiri: States of Anxiety. 2014

Ink, cigarette ashes on tissue paper in wooden box, 41 x 31cm

© Abed Al Kadiri

Die „Separation Anxiety“ oder Angst vor Trennung von nahen Bezugspersonen ist zunächst Teil der ganz normalen Entwicklung eines Kleinkindes im Alter von ca. 7 bis 18 Monaten.¹ Und natürlich ängstigt den Menschen die Idee der Trennung von geliebten Personen zeitlebens – oder mit den Worten Erich Fromms: „Die Möglichkeit, allein gelassen zu werden, ist zweifellos die schwerste Bedrohung im Leben“.²

Wenn diese Trennungsangst allerdings exzessiv wird oder entwicklungspsychologisch inadäquat ist, spricht man von einer „Separation Anxiety Disorder“ oder Trennungsangststörung. Die Lebenszeitprävalenz dieser meist im Kindesalter erstdiagnostizierten Erkrankung liegt bei bis zu 5,1 %, wobei auch Erwachsene noch an dieser Störung erkranken können.³

Robert Mickelsen (*1951)

Separation Anxiety

Die Betroffenen haben dabei große Schwierigkeiten, allein oder ohne eine Hauptbezugsperson zu Hause zu sein, schlafen zu gehen oder auf Reisen zu sein; sie haben die unrealistische und anhaltende Besorgnis, der Bezugsperson könne etwas zustoßen oder sie selbst könnten durch unglückliche Ereignisse von der Bezugsperson getrennt werden. Die Betroffenen haben wiederholte Albträume eine Trennung betreffend und erleiden bei einer tatsächlich erfolgten Trennung Angstattacken, das Gefühl von Unglück, Wutausbrüche und körperliche Symptome wie Übelkeit, Bauch- oder Kopfschmerzen.

Der US-amerikanische Glaskünstler Robert Mickelsen illustriert, wie sich diese Patienten fühlen. Zwei Figuren scheinen – ursprünglich frontal miteinander verwachsen – grob auseinandergerissen worden zu sein. Es klaffen große Wunden, die Wundränder sind noch frisch und blutig tingiert, das Innerste liegt schutzlos offen, das Entsetzen steht den beiden ins Gesicht geschrieben, das Fehlen von Extremitäten unterstreicht die ganze Hilflosigkeit.

-
- 1 Schneider, S. & In-Albon, T. (2004). Störung mit Trennungsangst. In S. Schneider (Hrsg.), *Angststörungen bei Kindern und Jugendlichen*. Berlin/Heidelberg: Springer. S. 105–131.
 - 2 Fromm, E. (1993). *Die Furcht vor der Freiheit*. München: Dtv Verlagsgesellschaft, S. 21.
 - 3 Shear, K., Jin, R., Ruscio, A. M., Walters, E. E. & Kessler, R. (2006). Prevalence and correlates of estimated DSM-IV child and adult separation anxiety disorder in the National Comorbidity Survey Replication. *American Journal of Psychiatry*, 163, 1074–1083.



Robert Mickelsen: Separation Anxiety. 2004

14.5" x 11" x 5"

© Robert Mickelsen